

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 9

Artikel: Geschehene und geschehende Geschichte : ein Rückblick auf dreissig Jahre Lehrtätigkeit für die Geschichte der Neuzeit
Autor: Stadler, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Stadler

Geschehene und geschehende Geschichte

Ein Rückblick auf dreissig Jahre Lehrtätigkeit
für Geschichte der Neuzeit*

Die Geschichtsschreiber bilden nicht nur ihren Stoff, sondern werden stets auch durch ihn «gebildet» – in jedem Sinne des Wortes. «*L'histoire donne des leçons, et, à son tour, elle en reçoit*», hat Augustin Thierry, einer der Historiker der romantischen Schule, in seinen «*Considérations sur l'histoire de France*» einmal gesagt. Nun, trotz aller Anregungen seitens der Sozialgeschichte, die dankbar vermerkt seien, bin ich im Kern meines Wesens eben doch politischer Historiker gewesen. Wieso? Etwa aus Bequemlichkeit und Scheu vor einem Paradigmenwechsel, wie das gängige Modewort lautet? Vielleicht auch – denn Gewohnheiten tragen alle mit sich herum, Professoren wie Nichtprofessoren. Wegleitend war aber doch etwas anderes, nämlich die Einsicht, dass die Sozialgeschichte dazu neigt, die Aussenpolitik zu vernachlässigen und – damit eng verbunden – die eigene Überzeugung, dass die grossen und entscheidenden Veränderungen eben doch durch die politische Machtgeschichte ausgelöst werden – diese schafft Strukturen und nicht umgekehrt. Strukturen sind nun einmal verhärtete, zu Schichten erstarrte Ereignisse. Nehmen wir als Beispiel die Anpassungsschwierigkeiten der unter verrotteten Strukturen leidenden Gebiete ehemals kommunistischer Herrschaft, etwa im deutschen Osten. Sie sind Konsequenzen der militärischen Eroberung von 1945; es gäbe sie genau so in Süddeutschland, Österreich, ja selbst in unserer Schweiz, wären diese Länder von einer sowjetischen Invasion mit nachfolgend jahrzehntelanger Besatzungszeit und ihren obligaten Kollektivierungen heimgesucht worden. Wenn der Nationalsozialismus in dieser Hinsicht weniger tiefe Spuren zog, so – abgesehen von der kürzeren Dauer – deshalb, weil er nicht den Ehrgeiz hatte, eine sozio-ökonomisch neue Ordnung zu schaffen. Dafür setzte er andere und nicht minder schlimme Prioritäten, die weniger auf wirtschaftliche Strukturen als auf Mentalitäten einwirkten. Denn auch Mentalitäten sind strukturelle Schichtungen und Faltungen, die letztlich durch Ereignisse geschaffen und gleichsam modelliert wurden. Jede Geschichte ist also mit einer gewissen Zwangsläufigkeit «*histoire événementielle*» und bedingt durch entsprechende zeitgeschichtliche Anstösse. Das gilt für ideologische Gebilde verschiedenster weltanschaulicher Ausrichtung.

Zwei entscheidende Anstösse, welche in der Geschichte der Neuzeit einen wichtigen Stellenwert haben, sollen im Folgenden mit ausgewählten Aspekten als Beispiele für geschehene und geschehende Geschichte angeführt werden.

Französische und Russische Revolution: Verzögerungen und Opfer

Die Französische Revolution bleibt als die immer noch grösste Zäsur der neuzeitlichen Geschichte in sich eine konstante Grösse und verändert sich doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt – teilweise durch neu hinzukommende Quellen und Forschungen, vor allem aber durch unser Zeiterleben. Wir haben erfahren, wie die bisher einzige Revolution, die ihr an weltgeschichtlichem Ausmass Konkurrenz machte, ja sie sogar zu übertreffen schien, nämlich die Russische, plötzlich gleichsam zerbröckelte, nicht nur in ihrer Ideologie, sondern auch in ihren territorialen Errungenschaften, ja darüber hinaus sogar die überkommene Gestalt des russischen Reiches hinfällig machte. Dazu bietet der französische Vorgang kaum eine Parallele. Zwar ist hier die revolutionäre Ideologie bald schon ein Opfer der fortschreitenden Entwicklung geworden, zuerst in der Napoleonzeit, dann in den zahlreichen Diskursen, Umwälzungen und Geschichtsrevisionen des 19. und 20. Jahrhunderts. Aber die sozio-politische Neuordnung hat doch stets überlebt, weil sie von den meisten Franzosen kaum noch in Frage gestellt, ja im täglichen Umgang mit der Nation ganz einfach gebraucht wurde. Der revolutionäre und oft missverstandene Ausdruck «*Grande Nation*» meint ja die Gesamtnation im Unterschied zu den kleinen vorrevolutionären Einzelnationen Frankreichs, etwa der «*nation bretonne*» oder der «*nation artésienne*». Darauf war nicht mehr zurückzukommen. Lediglich die kolonialen Errungenschaften sind nach dem Zweiten Weltkrieg Opfer der Dekolonisation geworden, während es in Russland – zur beinahe neidischen Verwunderung vieler Zeitgenossen des kalten Krieges im Westen – so etwas wie eine Entkolonisierung nicht zu geben und die nationale Einschmelzung völlig gelungen zu sein schien. Nach 1989 kam auch da alles ins Rutschen. Man weiss indessen, dass es keineswegs aller Tage Abend ist, und eine Rückvereinheitlichung zwar im Augenblick nicht gerade bedrohlich nahe liegt, jedoch nicht für immer auszuschliessen ist.

Frankreichs Umgang mit seiner Revolution erscheint, bei allen Kontroversen, letztlich weniger problematisch, und zwar aus Gründen der sozialen Stabilisierung. Die eigentliche gesellschaftliche Umwälzung, die Beseitigung der Adels- und Kirchenprivilegien unter Umverteilung des Bodens, war 1791 bereits nicht mehr rückgängig zu machen, weil sie dem Willen der Mehrzahl der Franzosen entsprach und jene freie Entfaltung des Bürger-

und Bauerntums inaugurierte, die fortan von allen Regimes respektiert werden musste. Die Jakobinerdiktatur dauerte mit ihren knapp anderthalb Jahren zu kurz, um daran zu rütteln – ganz abgesehen davon, dass ja auch die Jakobiner einen Kommunismus *Babeuf'scher* Prägung gar nicht wollten, sondern eine Vorherrschaft des Kleinbürgertums. So konnte sich Frankreich bei allen Staatsstreich, Folgerevolutionen und Verfassungsänderungen im Grunde viel stabiler und organischer entwickeln, als es von aussen her den Anschein hatte – es gab nach der Entmachtung der beiden ersten Stände keine wirklich einschneidenden Strukturveränderungen mehr, nur noch die üblichen Modernisierungsschübe der kapitalistischen Ära, wie sie auch in anderen Staaten Mittel- und Westeuropas (später auch Osteuropas) vor sich gingen.

Es ist – um das russische Beispiel nochmals heranzuziehen – wie wenn in der Sowjetunion die «*Neue ökonomische Politik*» sich ohne grössere Rückschläge seit den frühen zwanziger Jahren kontinuierlich und marktwirtschaftlich-kapitalistisch hätte entfalten können.

Gewiss, es gab Verzögerungen und Gefährdungen auch in Frankreich. Wir haben gesehen, dass die sogenannte industrielle Revolution, die im England der 1780er Jahre schon voll angelaufen war und auch in Frankreich daran war, den *take off* zu nehmen, durch die Revolution und deren Verkleinbürgerlichung zurückgeworfen wurde; reich zu sein war zwar nicht eigentlich verboten, aber auch keineswegs empfehlenswert, und jedes zu ostentative Reicherwerden galt als verpönt. So kam die Industrialisierung erst mit dem Konsulat und dem Empire so richtig in Gang und gewann wirkliche gouvernementale Unterstützung dann (nach der stark von Agrarinteressen geleiteten Restauration) vor allem in den Zeiten *Louis-Philippe* und des *Second Empire*. Ein gewisser Rückstand an Modernisierung blieb übrig und hat technisch auch die katastrophalen militärischen Niederlagen von 1870 und noch von 1940 mitbewirkt – anders als in Preussen/Deutschland oder England, anders übrigens auch als im stalinistischen Russland, wo die Industrialisierung bekanntlich auf Kosten einer teilweise hingemordeten Bauernbevölkerung forciert worden ist. Hekatomben von Menschenopfern forderte ja auch die *Terreur*, dieses erste totalitäre System der Neuzeit, trotz der damals rein technisch noch begrenzten Möglichkeiten des Massentötens. «*Manche freilich müssen drunten sterben*» heisst es bei *Hofmannsthal*, und die Weltgeschichte enthüllt in einem fort und in wechselnden Szenarien die ganze Furchtbarkeit dieser Verszeile. Zu den hemmungs- und namenlos Hingemordeten gesellen sich die vielen Zukurzgekommenen, von denen die Quellen und infolgedessen die Historiker nie viel Aufhebens machten, letztere vielleicht – nicht immer – mit einer Anwendung von schlechtem Gewissen. Dazu gehörten lange (heute jedoch nicht mehr) die Unterschichten und die Armut, dazu gehört im grossen ganzen noch die

Frauengeschichte, die häufig vernachlässigt wird; das ist zuzugeben. Warum eigentlich?

Zukurzgekommene Frauen

Wir sahen am Beispiel der Französischen Revolution, wie Frauen immer wieder und oft in entscheidenden Situationen eine revolutionäre Stosskraft entwickelten, ohne die manches vielleicht nicht gelungen wäre, vom *quatorze juillet* über den Zug nach Versailles bis zum Tuileriensturm und – vor allem – bei den Lebensmittelumulten der Hauptstadt – nicht zu vergessen das gelungene Attentat der *Charlotte Corday* auf *Marat* (ein weiteres, das ein Mädchen auf *Robespierre* versuchte, schlug fehl). Also eine förmliche Ballung femininer Aktivitäten, mehr als dann in der *Bismarck-* oder *Hitler-*zeit. Und doch gelang es den Frauen nicht, zu mitbestimmender Macht durchzustossen; sie liessen sich sogar von den Tribünen des Nationalkonvents ausschliessen, ordneten sich dem patriarchalen Gesellschaftsbild der Jakobiner ein und unter. Das gilt *mutatis mutandis* für praktisch alle bisherigen Geschichtsepochen – möglich, aber nicht sicher, dass eine kommende Generation vom Geschehen her andere Akzente erzwingen wird.

Soviel zu diesen Marginalisierungen, die dem Gang der Geschichte selbst entspringen. Dennoch war ich froh, als sich Studentinnen solcher Problem-bereiche aus eigener Initiative annahmen und darüber dissertierten – seien es Regionalstudien über die Armut, seien es Studien zu bestimmten Aspekten der Frauengeschichte.

Dass aber Frankreich ein Experimentierfeld politischer Ideologien und einer modern verstandenen Freiheit blieb, dass sein «Liberalismus» – wie man die Postulate der vorjakobinischen Anfangsjahre der Revolution kurz zusammenfassen darf – das ganze 19. Jahrhundert hindurch immer wieder neue und weite Kreise zog (denken wir nur an 1830 und die Schweiz); das ist eben doch dem Durchbruch seiner grossen Revolution zu verdanken, in gewissem Sinne bis heute. Darum wird keine Geschichtsbetrachtung jemals herumkommen, welche Überraschungen die Zukunft auch immer noch bereithält.

Politische oder Sozialgeschichte? Strukturen und Mentalitäten

Solche Feststellungen stehen am Ende eines professoralen Wirkens, das einen nun ziemlich genau dreissig Jahre in Bann gezogen hat, durch alle Veränderungen hindurch. Ein solcher Rücktritt löst bei dem Hauptbetroffenen immer eine Wechselwirkung von Empfindungen aus, Erleichterung

und ein gewisses Bedauern, wobei stets auch die (in meinem Falle wohl unbegründete) Befürchtung mitspielen mag, es könnte danach ein völliger Richtungswechsel eintreten. Was aber war denn Richtung in meinem Falle? Angefangen habe ich als politischer Historiker kultur- und geistesgeschichtlicher Ausrichtung, obwohl im Lauf der sechziger Jahre die grosse sozialgeschichtliche Welle mit der um ein rundes halbes Jahrhundert verzögerten Rezeption *Max Webers* durch die Historiker begann. Man kann die Wirkung Max Webers auf die Geschichtswissenschaft mit derjenigen *Richard Wagners* auf die Musik vergleichen: Wie um 1900 kaum ein publikumswirksamer Komponist ohne klangmächtiges Orchester, Tristanharmonik und Leitmotive auskam, so kaum ein Historiker um und nach 1970 ohne Idealtypus, Modelle, Herrschaftsverbände, Machtstrukturen, charismatische oder patriarchale Staatsformen usw. Allerdings – das ist beizufügen – folgte dieser begrifflichen Vernetzung die solide pragmatische Einzelforschung auf dem Fusse, ging ihr manchmal sogar voran, und ihr verdanken wir viel, ein oft ganz neues *Geschichtsbild* mit ungewohnten Ansichten und Wirklichkeitseinblicken, auch ein ganz neues Verständnis für sozial Benachteiligte (das hat die moderne Sozialgeschichte übrigens Max Weber voraus, der es mehr mit den Eliten als den Armen hielt). Davon liess auch ich mich mannigfach beeinflussen, sehe vieles ganz anders als vor dreissig Jahren, und wenn ich es nicht sah, haben Arbeiten von Studierenden (nicht nur über die erwähnten Themen) und hat vor allem *Pestalozzi* mich immer wieder gezwungen, es zu sehen. Auch der Kulturkampf war ja nicht nur eine Angelegenheit der Kirchenmänner und Politiker, sondern ebenso des Volkes kirchlicher oder radikaler Überzeugung und verschiedener sozialer Schichten.

Die sogenannten Ideen von 1789, von denen eben die Rede war und die zu einer Grundlage des Liberalismus im 19. Jahrhundert wurden, sind ihrerseits den Erfahrungen mit den Machttechniken des Absolutismus entsprungen. Das gilt erst recht von Nationen und Nationalitäten, die in bestimmten Phasen – welche sich über Jahrhunderte erstrecken können – durch das Bewusstsein ihres Gegensatzes, des Nebeneinander- und Auseinanderseins Realität annehmen und kollektive Mentalitäten oft bis zur Ausschliesslichkeit bestimmen, gerade wieder in der Gegenwart. Ebenso gilt das von dem so überraschenden Aufbruch religiöser Fundamentalismen in allen möglichen Konfessionen und Kontinenten, und zwar auch in Religionen, die bereits der Stagnation verfallen schienen. Das bezeugt einen elementaren Protest gegen die zunehmende Technisierung und Erklärbarmachung unserer Welt. Geschichtlicher Erlebnisgehalt drückt sich auch in anderen Haltungen und Entscheidungen aus, orientiert sich etwa an dominierenden Persönlichkeiten als Galionsfiguren wie an Ordnungsmodellen früherer Zeiten, die man in der Gegenwart vermisst. So verbinden aggressiv retrospektive Nostalgien – Stichworte: Früher war's besser, da wäre sowas nicht

vorgekommen – Phänomene wie den gegenwärtig grassierenden Neonazismus und den post-totalitären Neokommunismus; in beiden Fällen bilden soziale und nationalistische Frustrationen einen Kitt.

Die Schweiz als Beispiel. Eingebildeter oder wirklicher Sonderfall?

Werfen wir aber auch einen Blick auf unser Land und greifen da ein noch frisches und viel erörtertes Beispiel heraus: Die eidgenössische Abstimmung vom 6. Dezember 1992 mit ihrer Absage an einen europäischen Wirtschaftsraum. Zu oft hat man da übersehen, dass die Schweiz in den letzten zwei Jahrhunderten immer wieder in ihrer Existenz wie in ihrem geistigen Erbgut real bedroht oder doch herausgefordert wurde – vom revolutionären und napoleonischen Frankreich ebenso wie dann vom restaurativen Europa der *Metternich'schen* Ära oder den Nationalismen der Einigungen im Norden und Süden, schliesslich von den Ideologien und Machtzusammenballungen der faschistischen oder bolschewistischen Totalitarismen; zuletzt durch die Massenimmigrationen, die von unseren Verantwortlichen mit allem Beiwirk an Kriminalität und ethnischen Veränderungen ziemlich fatalistisch hingenommen wurden als etwas, das nun halt einmal zu unserer Zeit gehöre. Einer extrem restriktiven und harten Aufnahmepolitik während des Krieges stellte man im letzten Jahrzehnt eine ebenso extreme Öffnung gegenüber. Geschichtlich gesehen entspringt hier möglicherweise eine der folgenschwersten Mutationen unserer Gegenwart. Volksgruppen, die es hierzulande vor zwanzig Jahren überhaupt noch kaum gab, sind binnen kurzem zu markanten, expandierenden Minoritäten geworden, welche sogar die Bevölkerungszahlen einzelner Kantone übertreffen. Mit alledem provozierte man Abwehrmechanismen, wie übrigens schon das Nein zur UNO kundtat. Das Massenhafte und Grosse, aber auch das Fremde und Unabsehbare war unserem Volk stets als potentielle Bedrohung erschienen, ja lange Zeit hatte man es zu solcher Haltung erzogen. Was Wunder, wenn sich eine – nicht einfach ideologische, sondern durch Ereignisse und Konfrontationen provozierte und gestaltete – Mentalität der Abwehr und des Bedrohtseins wachhielt, allen Beteuerungen und Versicherungen des Gegenteils zum Trotz. Hier einfach mit den Begriffen der Enge und der Borniertheit zu operieren, kommt schlecht an bei einem Staat, den seine Bewohner stets als Kleinstaat verstanden haben – wir sind nicht nur Kleinstaater, sondern *Kleinst-Staater*, wenn man an die Kantone denkt, die eben nicht einfach Departemente oder Provinzen, sondern traditionelle Staatengebilde von direkt-demokratischer Tradition sind und bleiben wollen. Da entwickelt sich leicht das Trauma, majorisiert und an die Wand gedrückt zu werden – keineswegs nur in der Romandie, sondern auch in

Kleinkantonen der deutschen Schweiz. Das heisst nicht einfach Provinzialität. *Jacob Burckhardt* – gewiss kein Populist – bietet ein eindrückliches Beispiel des Ineinandergehens von höchster, wahrhaft europäischer Kultur mit misstrauischer Abschottung im Politischen, er sagte Nein zu jeder von uns als progressiv bewerteten Weiterentwicklung des Bundesstaates seit 1848 und hätte vermutlich sogar auf diesen zugunsten des Staatenbundes verzichtet, wäre ihm nicht der Sonderbundskrieg dazwischen gekommen. Ähnlich übrigens sein Luzerner Zeitgenosse *Philipp Anton von Segesser*, dessen europäische Dimensionen erst dank dem (von *Victor Conzemius* betreuten) Briefwechsel in ihrer Bedeutung erkennbar werden. Wahrscheinlich wussten beide zu viel von der Vergangenheit, um der Zukunft unbeschwert entgegenzuleben. Wem diese Beispiele aber zu weit zurückliegen, dem sei ein anderer, noch keineswegs vergilbter Name in Erinnerung gerufen: *Karl Schmid* (1907–1974) hat lange genug gelebt, um in einer seiner letzten Studien die «*Erlösung durch die Integration*», den «*Glauben an Brüssel*» und den «*Mythos vom grösseren Glück im grösseren Zusammenhang*» kritisch zu hinterfragen (*Karl Schmid, Die Schweiz zwischen Tradition und Zukunft. Ansprachen und Aufsätze aus 25 Jahren, Schaffhausen/Stäfa o. J., S. 19–37*). Wohl bleiben Erörterungen auf derart hohem und universalem Niveau selten; meist reagieren unsere Landsleute eher ruppig; dabei verbindet sich ihr Unbehagen mit Angst vor Identitätsverlust und dem Überrolltwerden, mit Bedenken auch vor unabsehbaren finanziellen Belastungen. Die direkte Demokratie schafft dann eben die Möglichkeit, derlei Einstellungen ohne Abfederung durch Parlamente unmittelbar wahrzunehmen und zu quantifizieren. In diesen Zusammenhang gehört auch die ziemlich müssige Frage, ob die Schweiz ein Sonderfall sei oder nicht. Antwort: Ja aber, denn sie ist der einzige Staat Europas, der an den drei sprachlichen Hochkulturen Deutschland, Frankreich und Italien Anteil hat, woraus eine gewisse Internationalität und Eigenart, aber auch bestimmte Risiken erwachsen; der einzige zudem, der seit mehr als einem Jahrhundert eben jene direkte Demokratie genossenschaftlichen Ursprungs (nicht irgendeine parlamentarische) praktiziert. Doch ist sie keineswegs der alleinige Sonderfall; ein anderer ist beispielsweise Portugal, dem es als Kleinstaat gelang, ein Weltreich zu begründen, das bis heute seine sprachlichen Furchen hinterlassen hat; ähnlich dann Holland.

Geschehene und geschehende Geschichte, bewältigte und nicht zu bewältigende Vergangenheit

Geschichte kann tröstliche Retrospektive sein, manchmal allerdings auch Ballast. Natürlich kann man sich über traditionelles Verharren ereifern,

zumal wenn es um die Gegenwart geht. Eine Kunst der Geschichtsschreibung besteht aber gerade auch darin, Haltungen gerecht zu werden, die einem innerlich fremd, ja zuwider sind. Uns fällt es leicht, etwa über solche Deutsche den Stab zu brechen, die nach 1918 der alten Monarchie in reaktionärer Verhärtung nachtrauerten und mit ihren Ressentiments die Chancen der Weimarer Republik belasteten – denn uns bedeutet jene zugrundegegangene Staatsform nichts; wir können sie leicht missen. Für viele Menschen einer nun um siebzig Jahre zurückliegenden Zeit war es anders; da ging es um Gemütswerte und um Trauer, auch um Gefühle pflichtgebotener Anhänglichkeit, ähnlich wie am 10. August 1792 den paar übriggebliebenen Verteidigern des Tuilerienpalastes. Nur die wenigsten Zeitgenossen sind jener höheren Weisheit fähig, die der junge *Heinrich von Treitschke* dem Historiker mit den Worten anempfahl – ich zitiere den Essai des 27jährigen über *«Die Freiheit»*: *«Aber es ist eine höchste Blüte feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Mute der Tat die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich, festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer»* – diese geschlechtsspezifische Einschränkung ist bezeichnend für die Zeit, keineswegs für Treitschke allein – *«und dennoch das Geschehene wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich tätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschliessen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als Ideal vor Augen stehen.»* (Heinrich von Treitschke, Aufsätze, Reden und Briefe. Hg. von *Karl Martin Schiller*, 2. Band, Meersburg 1929, S. 34). Soweit dieses bemerkenswerte Zitat, das die genaue Zeitgrenze zwischen Geschehenem und Geschehendem offenlässt – wo liegt sie? Genau genommen fängt beim Gestrigen schon die Geschichte an, doch bliebe dies eine wenig befriedigende Definition. Man interpretiert die Aussage wohl richtiger, wenn man das Geschehene als etwas versteht, das nicht einfach der Vergangenheit angehört, das nicht nur nicht rückgängig zu machen ist (das gilt von fast jedem Ereignis), sondern auch das, womit man sich innerlich abgefunden hat. Im Fall Treitschkes – anfangs der 1860er Jahre – war das die Einigung Italiens, im Falle unserer Gegenwart etwa die Entstehung der Dritten Welt. Daneben und dahinter liegt anderes, mit dem man sich als Geschehenem nicht abfinden mag, das fortwährend in die geschehende Geschichte hineinragt: Holocaust zum Beispiel. Das sind Extremwerte historischer Vergangenheiten, zwischen denen eine reiche Skala von Übergangsereignissen ihren Platz findet; an deren Geschichtlichkeit oder Nicht-Geschichtlichkeit bilden sich Konsense oder Dissense, oft noch auf lange Zeit. In diesem Sinne erscheint Treitschkes schönes Bekenntnis fast

etwas zu abgeklärt, um stets als Leitlinie dienen zu können. Treitschke selbst hat sich in seiner «*Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*» nur sehr partiell daran gehalten, übrigens auch der so viel ausgeglichene *Thomas Nipperdey* tat es in seinem fast gleichbetitelten Werk nicht immer. Geschichtsschreibung ist eben nicht nur eine Sache der Forschung und der Wahrheitsliebe – die nimmt fast jeder Historiker *bona fide* für sich in Anspruch –, sondern auch des Temperaments, das ihm immer wieder durchzugehen droht (falls er überhaupt eines hat).

Sogenannte historische Objektivität

Hier liegt der Kern des Problems der sogenannten historischen Objektivität. Natürlich ist die vergangene Geschichte ein Objekt, so wie die Landschaft, ein Stilleben oder ein Mensch das Objekt eines Malers ist, aber stets *vu à travers d'un tempérament*, d. h. jeder Maler und jeder Historiker sieht das Objekt etwas anders oder sogar sehr anders, auch unabhängig von Perspektive und den rein faktischen, messbaren und quellenmässigen Vorgegebenheiten. Das macht ja letztlich auch das «Interessante» nicht nur an der Historie, sondern an den Geisteswissenschaften schlechthin aus. Zu den Bedingungsfaktoren der unerlässlichen Subjektivität gehört aber auch die Zeit, die den Historiker prägte. Wer wie *Ranke* in der geruhsamen Ära der Restauration aufwuchs und obendrein nur obrigkeitliche Förderung und niemals Repression erfuhr, wird eher zu einer harmonischen Sicht der Vergangenheit neigen als jemand, der Terror und Unterdrückung am eigenen Leib erlebte und vielleicht nur durch glücklichen Zufall der persönlichen Vernichtung entging, oder wer – wie *Jacob Burckhardt* – zwar unbehelligt blieb, aber in jedem Krieg und in jeder Umwälzung das Vorzeichen einer grossen kommenden Katastrophe wahrnahm. «*Das Verstehen ist ein Wiederfinden des Ich im Du*», sagt *Wilhelm Dilthey*, der Geschichtsphilosoph der *Belle époque*, einmal sehr feinsinnig, wobei sich für ihn das Du zu einem ganzen geschichtlichen Kosmos weitete, bis hin zu jedem System der Kultur, der Totalität und der Universalgeschichte (Werke 7, S. 191). Ob dieser Verstehensoptimismus des im Jahre 1911 verstorbenen Denkers auch dem was dann kam standgehalten hätte, bleibt uns verhüllt. Wir Angehörigen einer älteren Generation erinnern uns des Wechselbades, das uns seit einem halben Jahrhundert beschieden wurde – dazu gehört gerade noch die Düsternis und zeitweilige Hoffnungslosigkeit des letzten grossen Krieges, dem dann mit 1945 eine Art von *Kolumbusjahr* folgte: das Aufschwungserlebnis der Befreiung und die Öffnung einer weiten, beinahe neuentdeckten Welt, die sich alsbald wieder im kalten Krieg zerteilte und dermassen polarisierte, dass man sich an die Fronten des konfessionellen Zeitalters

erinnert fühlte. Mit dem Zerfall dieser Konfrontation aber kam wieder nicht die erhoffte Befreiung, sondern eine zusätzliche Zersplitterung und militante Ethnisierung, die eine noch komplexere Welt hinterliess – uns, die wir durch all die Jahrzehnte hindurch das fast surreal anmutende Privileg des Verschontgebliebenseins geniessen durften, aber wie lange noch?

Dank an die Parahistorie. Lange Dauer, jähe Veränderung

Dankbar bin ich für vieles, vor allem auch dafür, dass ich in meinen Lehrveranstaltungen noch die ganze Neuzeit behandeln konnte, ohne die heute gängige Unterteilung in Frühneuzeit, Zeitgeschichte usw. – und zwar nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Forschung. Man erkennt die kleinen wie die grossen Zäsuren – etwa die Französische Revolution – besser, wenn man das Ganze überblickt und die Geschichte nicht von parzellierten Einzelercheinungen (z. B. der Reformation oder den Diktaturen des 20. Jahrhunderts) aus sehen muss. Gewiss lässt sich der Gang hin zur Spezialisierung nicht aufhalten, aber die Spannweite der Interessen die sich aus dem Zwang zum Überblick ergab, brachte doch stets eine Bereicherung. Ein weiterer Vorzug, den ich erst spät ausfindig machte, war der, mich nicht nur auf streng geschichtswissenschaftliche Themen zu beschränken, sondern in die Parahistorie – im guten Sinne des Wortes – abzuschweifen. Viel verdanke ich einem Seminar über den historischen Roman, viel auch einem anderen über Politik und Gesellschaft in der schweizerischen Literatur – und habe mich in der Überzeugung bestärkt gefunden, dass gerade in zweit- oder drittrangiger Literatur noch ganze Schätze an unerschlossenen Quellen verborgen liegen. In diesen Zusammenhang gehört auch ein Kolloquium über Wagner und die Politik. Wieviel aber den mit Historikeraugen betrachteten Bildern (auch hier nicht immer Standardwerken der Kunst) zu entnehmen ist, hat mein erster Schüler und Berliner Kollege *Arthur E. Imhof* in einem seiner Bücher («*Geschichte sehen*») gezeigt. Überhaupt: Was wäre ein Professor ohne Schülerinnen und Schüler und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter? Da kann er nur kollektiv seinen Dank abstatten, auch wenn er nicht eigentlich eine Schule begründet hat.

Was aber wäre der Historiker zuguterletzt ohne die Geschichte selbst, diese in einem fort weiterlaufende politische und gesellschaftliche Entwicklung, dieses Geschehene, das dann lavagleich zur eigentlichen geschehenen Geschichte erstarrt, manchmal aber auch jäh wieder die flüssige und glühende Gestalt des Geschehenden annimmt? Das ist ja das Erregende an der Historie, das sich in Geschichtsbüchern nur schwer wiederbeleben lässt, dafür um so mehr die Zeigenossen aufschreckt und verstört, sie je nach Region auch unmittelbar und tödlich treffen kann. Dazwischen gibt es dann

freilich auch wieder Phasen verhältnismässiger Ereignislosigkeit, einer von der Tages- oder selbst Jahrespolitik wenig behelligten *longue durée*, wo auch die Landschaften sich nur langsam verändern. Der Balkan, um nur ein Beispiel zu nennen, Zone permanenter Unruhe vor dem Ersten Weltkrieg, dann der relativen Stabilität in der Zwischenkriegszeit und unter den Kommunistendiktaturen, jetzt im Falle Ex-Jugoslawiens wieder drohendem und mörderischem Chaos ausgesetzt, das leicht überschwappen könnte – er enthüllt drastisch den stets möglichen Wechsel der Aggregatzustände historischer Formationen. Ähnlich gewisse Räume des Islams, Afrikas oder Lateinamerikas, neuerdings auch Südostasiens, auf die in letzter Zeit eine Dynamik – politisch wie ökonomisch – übergang, die lange Zeit der westlichen Welt vorbehalten schien. Wohin zielt das alles? Auf eine sich zersetzende Welt-Geschichte mit wechselnden Schwerpunkten, oder auf eine globale Bewegung, die sich letztlich gegen den Westen richtet, ihn unterwandert und zugrunderichtet wie die Völkerwanderungen der Spätantike dem Römischen Reich mit seiner zur Zivilisation erstarrten Kultur ein Ende bereiteten? Dass Migrationen und Unterwanderungen die wirtschaftlich attraktivsten Zonen unseres Kontinents erfasst haben, zeigt buchstäblich jeder Augen-Blick. Schon 1932 befürchtete *Oswald Spengler*, der düstere Weissager, in einer heute freilich etwas befremdlich anmutenden Diktion: «*Wie, wenn sich eines Tages Klassenkampf und Rassenkampf zusammenschliessen, um mit der weissen Welt ein Ende zu machen? Das liegt in der Natur der Dinge...*» So in seinem letzten, vom Dritten Reich übel aufgenommenen Buch «*Jahre der Entscheidung*» (S. 164). Möglich aber auch, dass der Prozess doch noch andere Bahnen zieht und sogar neuer Aufschwünge fähig ist, wie ja schliesslich nach dem Untergang der Antike auch.

«Ende der Geschichte»?

An ein «*Ende der Geschichte*» im Sinne *Fukuyamas*, wonach die liberale Demokratie vermöge ihrer höheren Effizienz als Siegerin letztlich doch eine steuerbar konfliktfreie Ordnung schaffen könnte – man denkt unwillkürlich an die finale Vision des *Kommunistischen Manifests* mit der «*freien Entwicklung eines jeden*» als «*Bedingung für die freie Entwicklung aller*» – , vermag man gerade nach den jüngsten Erfahrungen nicht recht zu glauben, so gern man auch möchte. Modernisierung heisst ja keineswegs immer sozialer Fortschritt, sondern kann – wie schon im 18. Jahrhundert, so auch in der Dritten Welt und hier vor allem gegenüber Bauern und Ureinwohnern – auch Repression und ersatzlose Zerstörung überlieferter Lebensgrundlagen bedeuten. Zudem wird die Rationalisierung, die Vernünftigmachung der Geschichte immer wieder unterspült durch gegenläufige Strö-

mungen und den ganz elementaren, alle Ideologien und Zeiten überdauernden Willen zu Gewalt und Krieg, der dadurch nicht harmloser wird, dass statt des lange bloss drohenden globalen Konfrontationskrieges sich eine Serie flächenbrandartiger Regionalkriege entzündete, so dass das Übel metastasengleich sich weltweit auszubreiten droht. Dabei muss nicht einmal immer böse Absicht vorherrschen. Der Wunsch nach einer besseren Zukunft – besser natürlich im Sinn der eigenen Vorstellungen – war schon eh und je der Vater vieler Kriege. Das dürfte auch weiterhin so sein, gemäss dem Motto «*Auf zum letzten Gefecht!*» (dem dann erfahrungsgemäss dutzende weiterer nachfolgen), bis eine neue *balance of power* allzu aggressiv hegemoniale Tendenzen zurückbindet und eine wenigstens provisorische Befriedung erzwingt. So erklingt das ewig geschichtliche Thema von Gleichgewicht und Vorherrschaft in stets neuen Variationen, durch Epochen und Räume hindurch, zum beinahe ästhetischen Genuss der davon nicht mehr direkt betroffenen Geschichtsforscher. Wo aber weder eindeutiges Gleichgewicht noch Vorherrschaft bestehen, wie in der heutigen Welt, wächst auch die Gefahr von Machtvakuen und regionalen Vormachtsambitionen und damit zwangsläufig auch das Risiko militärischer Auseinandersetzungen.

Anderes kommt hinzu, ganz anderes. Noch begrenzen sich Drogenproblematik und Immunkrankheiten auf einen Aussenbereich der geschehenden Geschichte. Aber wird das immer so bleiben, könnten sie nicht zu Dominanten werden? Denkbar ist aber auch ein globales Umweltverhängnis, das – absehbar und doch nicht wirksam behindert – längerfristig ein ganz anderes «*Ende der Geschichte*» herbeiführen könnte. Steht dem kommenden Jahrhundert ein derartiger Kollaps bevor – ein Kollaps, demgegenüber viele sogenannte historische Ereignisse zu Wichtigtuereien verblassen würden? Oder geht es sonst irgendwie weiter? Gelingt auch diesmal die Meisterung solcher Herausforderungen, wie in früheren Jahrhunderten Seuchen und Subsistenzkrisen – allerdings bisher noch niemals ökologischen Katastrophen – gemeistert werden konnten? Dunkle und neugierige Fragen an die Zukunft. Genau vorauszusagen ist da wenig, vorauszu- besorgen jedoch viel – stets wartet die geschehende wie die geschehene Geschichte mit neuen Überraschungen auf, nicht immer zur Freude des Historikers. Denn er versucht sie wohl zu deuten, als Zeitgenosse oder im nachhinein, er vermag wohl auch zu warnen. Doch übt er auf ihren Fortgang keine bestimmende, auch keine bannende Macht aus. Und das ist vielleicht gut so.

* Leicht redigierte schriftliche Fassung der Abschiedsvorlesung vom 23. Februar 1993 an der Universität Zürich, gehalten im Anschluss an ein Kolleg über die Französische Revolution. Eine Variante erschien als Vervielfältigung in den Wochenberichten der Bank J. Bär & Co. vom 3./10. Juni 1993.